

„Wie in Zeiten der Pest“

Nothilfe Als im einzigen Kinderhospital Sierra Leones ein Ebola-Fall entdeckt wird, flüchten Pfleger und Ärzte. Der Mediziner Werner Strahl berichtet über albatraumhafte Tage in Freetown.

Strahl, 70, ist Vorsitzender der Kölner Hilfsorganisation Cap Anamur. Der Kinderarzt war vom 10. bis zum 20. August am Ola During Children's Hospital in der Hauptstadt Freetown, um die dortigen Mediziner zu unterstützen.

Wir saßen in der Morgenbesprechung, als uns klar wurde, dass etwas furchtbar schiefgegangen sein musste. Wenige Tage zuvor war ein vierjähriger Junge mit hohem Fieber bei uns im Krankenhaus eingeliefert worden. Standardmäßig hatte eine Krankenschwester den Vater bei der Eingangskontrolle befragt: ob er Kontakt mit plötzlich Erkrankten gehabt habe? Ob es eine Beerdigung in der Familie gab? Einen Ebola-Verdachtsfall?

Jeden einzelnen Punkt hatte der Vater verneint, und auch ein Bluttest bestätigte: Melvin-Vincent, das schwer kranke Kind, litt unter Malaria.

Es ist nicht optimal, auf die Ehrlichkeit der Leute vertrauen zu müssen, aber es geht ja nicht anders. Wir können nicht jedes Kind vorsorglich in Quarantäne nehmen. Fast alle Kranken werden mit Symptomen eingeliefert, die typisch für Ebola sind, aber eben auch für Krankheiten wie Malaria oder Typhus. Fieber, Kopfschmerzen, Durchfall, Übelkeit.

Wir haben Kapazitäten für 150 Patienten. Aber in der Regenzeit sind manche Betten sogar doppelt oder dreifach belegt.

Wir saßen also am besagten Montagmorgen Mitte August zusammen, als einer der Ärzte erzählte, dass in der Nacht die Stiefmutter des kranken Jungen gekommen sei, um den Vater abzulösen.

Der Arzt war nervös, denn was die Frau berichtet hatte, klang nicht gut: Melvin-Vincent'ss Großmutter war gerade erst an Ebola gestorben. Der Kleine hatte bis zuletzt bei der alten Frau gelebt, nach ihrer Beerdigung war das gefährlich hohe Fieber ausgebrochen.

Der Vater hatte uns angelogen.

Uns allen wurde in dem Moment wohl klar, dass es nicht nur Malaria war, die Melvin-Vincent die Kraft raubte. Möglicherweise lag der Junge seit Tagen hochinfektiös mit Ebola in unserer rappelvollen Aufnahmestation — gemeinsam mit zwei anderen Kindern in einem Bett. Das Laborergebnis bestätigte den Verdacht.

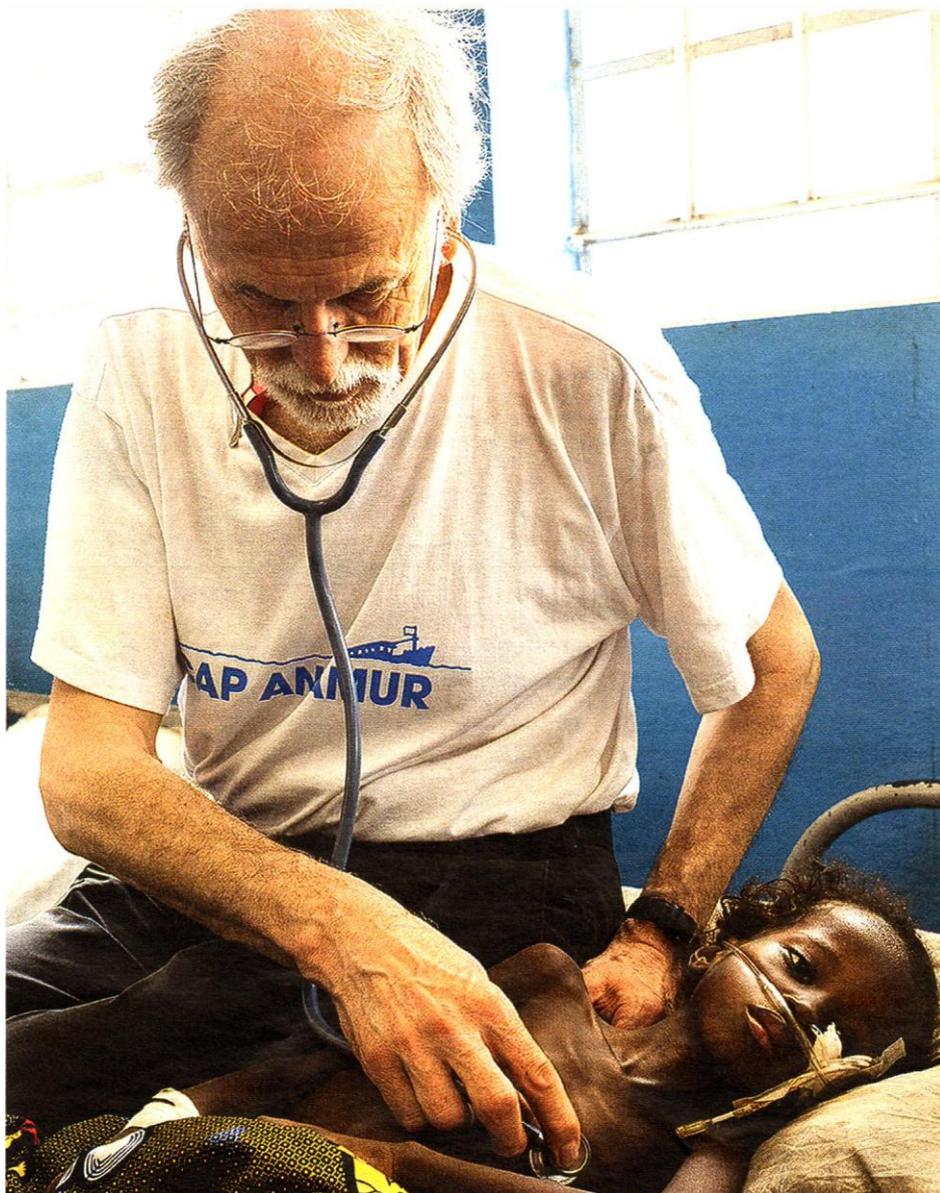
Wir handelten sofort. Wir räumten die Abteilung, verlegten das Kind auf die Isolierstation und brachten die anderen beiden in eigene Betten. Zu der Zeit regnete

es in Strömen, und wir mussten erst einmal einen trockenen Platz suchen, wo wir das Bettzeug und die Kleidung verbrennen konnten. Das war ja alles verseucht. Aber finden Sie mal bei diesen Sturzbächen, die vom Himmel kommen, eine trockene Feuerstelle. Wir mussten extra einen Ofen bauen.

Schnell begannen wir mit dem sogenannten Tracing, protokollierten also, wer mit dem Ebola-Kind Kontakt hatte. Da erst wurde uns das wahre Ausmaß des Dramas bewusst. Sechs der acht Ärzte, die für die

Stationsversorgung zuständig waren, hatten das Kind angefasst, außerdem mindestens 25 Krankenschwestern.

Das Gesetz in Sierra Leone sieht vor, dass in solchen Fällen alle Kontaktpersonen das Krankenhaus verlassen müssen, um für 21 Tage zu Hause zu bleiben. So lange dauert die Inkubationszeit. Wir haben das medizinische Personal, das sich um das Kind gekümmert hatte, also weggeschickt — und dann brach die Panik aus. Alle stürmten raus, versammelten sich in Gruppen.



Cap-Anamur-Chef Strahl, Patient: „Wir schickten die Kinder nach Hause“

Plötzlich waren alle Ärzte weg. Dann die Krankenschwestern. Zurück blieben der Chefarzt, zwei Kinderärztinnen von Cap Anamur und ich. Und 120 schwer kranke Kinder. Eine albatrauhafte Situation.

Uns blieb nichts anderes übrig, als das Krankenhaus zu schließen. Wir schickten 80 der Kinder mit ihren Eltern nach Hause. Viele von ihnen hingen an Infusionen, und wir mussten erst einmal Medikamente für sie besorgen, damit die Eltern ihnen die Arzneimittel zu Hause in Form von Säften geben konnten.

Die restlichen Kinder, die noch an Beatmungsgeräte angeschlossen oder zu krank waren, um entlassen zu werden, haben wir behalten. Wir haben versucht, Hilfe vom Gesundheitsministerium zu bekommen. Aber vergebens.

Es gelang uns auch nicht, das medizinische Personal zur Rückkehr zu überreden. Selbst unser Ebola-Experte, ein erfahrener, einheimischer Arzt, hat einfach sein Handy ausgeschaltet. Alle hatten Angst, weil sich natürlich längst herumgesprochen hatte, dass allein in Sierra Leone schon mehr als 30 Krankenschwestern und 4 Ärzte an Ebola gestorben waren. Sogar der bekannteste Virologe des Landes ist mittlerweile tot.

Einige Krankenschwestern sind zwischenzeitlich zurückgekehrt, weil sie sonst ihren Lohn nicht bekommen hätten. Allerdings haben inzwischen fast alle Kinder das Hospital verlassen. Melvin-Vincent ließen wir damals direkt in ein spezielles Behandlungszentrum außerhalb von Freetown bringen. Er ist inzwischen gestorben.

Bisher habe ich noch nichts davon gehört, dass sich eines der Kinder, einer der Ärzte oder jemand vom Pflegepersonal durch den Vorfall infiziert hätte. Allerdings weiß ich nicht, ob wir das zwangsläufig mitbekommen würden. Isolation heißt in Sierra Leone in solchen Fällen erst einmal, dass man nicht das eigene Haus verlassen soll. Nicht von jedem haben wir eine Rückmeldung.

Das Hospital ist immer noch geschlossen. Es ist alles sehr bedrückend. Auch weil wir bis zu diesem katastrophalen Rückschlag so erfolgreich waren. Wir hatten es wirklich geschafft, ein gut funktionierendes Kinderkrankenhaus aufzubauen. Sogar eine Frühchenstation gibt es.

Das Krankenhaus entspricht zwar immer noch nicht den westeuropäischen Vorstellungen von Hygiene, aber für afrikanische Verhältnisse ist es schon ziemlich gut.



Todtkranker Melvin-Vincent, Ärztinnen*: „Alle hatten Angst“

Man muss sich klarmachen, dass in Sierra Leone auf 30 000 Menschen nur ein Arzt kommt. In Deutschland ist das Verhältnis 230 zu 1.

Ich bin in großer Sorge um das Land. Heute habe ich Nachrichten darüber gelesen, dass Tote auf der Straße liegen, weil keiner sich mehr traut, sie anzufassen. Die Menschen haben gelernt, wie ansteckend die Leichen sind. Das sind Verhältnisse wie damals in Zeiten der Pest. Wer allein ist und erkrankt, hat keine Chance mehr. Verständlicherweise reißt sich keiner darum, ihm zu helfen.

Eigentlich gehört es zum Beerdigungsritual, die Toten zu waschen und sie zum Abschied auf die Stirn zu küssen. Die meisten Leute in Sierra Leone haben aber inzwischen verstanden, dass das tödlich enden kann.

Überall an den Straßen stehen große Schilder, auf denen Sätze stehen wie: „Ebola tötet. Allerdings nur, wenn du unsere Anweisungen nicht befolgst“. Polizisten und Militär prägen das Straßenbild. Sie sorgen dafür, dass niemand ein öffent-

Am 15. August, vor Schließung des Krankenhauses.

liches Gebäude betritt, ohne sich die Hände mit Chlorwasser zu waschen.

Die Märkte sind schon ab 18 Uhr geschlossen und nicht wie sonst ab 24 Uhr. Nachts dürfen keine Motorräder mehr fahren, man soll direkte Berührungen vermeiden.

Rein theoretisch sind das sinnvolle Anweisungen, nur bringen sie nichts. Die Menschen müssen ja irgendwie ihr Leben regeln. Einkaufen, arbeiten, Erledigungen machen. Und wer einmal in Freetown war, weiß, dass es gar nicht möglich ist, ohne Körperkontakt durch die Stadt zu kommen. Auf den Straßen herrscht eine drangvolle Enge, der Verkehr ist dicht, die Regengüsse sind gewaltig. Natürlich kommen auch die Märkte und Straßen als Infektionsquellen infrage.

Es gab Tage, da hatte ich kaum noch Hoffnung. Aber es bringt ja nichts, immer nur pessimistisch auf die Dinge zu sehen. Ich freue mich jetzt jedenfalls darauf, meine selbst auferlegte Isolation hier zu Hause in Essen demnächst beenden zu können. Dann habe ich die drei Wochen Inkubationszeit überstanden. Ich habe den kleinen Melvin-Vincent zwar nicht angefasst, aber es bleibt natürlich ein Risiko.

Um meine Frau und meine Enkelkinder nicht zu gefährden, habe ich mich seit meiner Rückkehr von ihnen ferngehalten. Ich schüttle keine Hände und umarme niemanden.

Um mich selbst Sorge ich mich nicht so sehr, aber für unsere Cap-Anamur-Mitarbeiter fühle ich mich durchaus verantwortlich. Wir sind eine kleine Organisation, alle kennen sich untereinander. Unsere Kinderärztinnen harren immer noch tapfer in Freetown aus.

Sie sind jung und haben ihr ganzes Leben noch vor sich. Ihretwegen bin ich natürlich beunruhigt. Und an die Gefahren denken wir auch, wenn wir neue Mitarbeiter anwerben, die wir jetzt so dringend brauchen. Diese Woche habe ich Gespräche mit einer Gynäkologin und einer Krankenschwester geführt, die beide für uns arbeiten werden! Wir haben sie selbstverständlich umfangreich über alle Risiken aufgeklärt. Ich habe für jeden großes Verständnis, der nicht dorthin fahren möchte.

Weit mehr als die Hälfte aller internationalen Organisationen haben Sierra Leone mittlerweile aus Angst verlassen. Aber wenn wir alle gehen, haben diese Menschen nur noch sich und ihre Verzweiflung.

Aufgezeichnet von Katrin Elger